

Hermann Bausinger Von Orplid nach Blaubeuren – Eduard Mörike als Märchendichter

Fast im ganzen Land gibt es Anknüpfungspunkte für die Erinnerung an Eduard Mörike – er hat vorgesorgt, allerdings nicht mit dem Blick auf den Nachruhm und manchmal fast widerwillig. Als Vikar wurde er herumgereicht (allein im Landkreis Esslingen gibt es sieben Mörike-Orte); wenn er eine Auszeit nahm (das geschah ein paar Mal), reiste er zu Verwandten und Freunden im Land; und außerdem führten seine innere Unruhe, seine Empfindlichkeit gegen äußere Störungen, aber auch Geldmangel immer wieder zum Wohnungswechsel (während seiner knapp 20 Jahre in Stuttgart hatte er 16 verschiedene Adressen).

So pilgerten viele Mörikefreunde in den letzten Monaten nach Tübingen und Bebenhausen, nach Urach und Ochsenwang, nach Cleversulzbach und Mergentheim, um nur einige wichtige Lebensstationen zu nennen. Ein Ort aber wurde von keiner der Erinnerungsfahrten berührt, obwohl er für den jungen Mörike der wichtigste war: *Orplid*.

*Du bist Orplid, mein Land!
Das ferne leuchtet;
Vom Meere dampfet dein besonnener Strand
Den Nebel, so der Götter Wange feuchtet.*

So beginnt eines der schönsten Gedichte Mörikes. Es ist überschrieben: *Weylas Gesang*. Diese Weyla ist eine Göttin, die im Inselreich Orplid lebt und dieses beschützt. Aber *Du bist Orplid, mein Land!* ist gleichzeitig ein unmittelbarer Ausruf Mörikes. Er hatte, zusammen mit dem Freund Ludwig Amandus Bauer, diese Insel Orplid erfunden. Sie liegt *irgendwo zwischen Neuseeland und Südamerika*, ist aber auf keiner Karte zu entdecken – oder doch, auf einer, die von den Freunden selbst entworfen und mit Angaben zu Bauwerken, Plätzen und Bergen versehen worden war. So konkret war ihre Vorstellung von Orplid.

Orplid – das war eine Sehnsuchtslandschaft, von Mörike besungen in Gedichten und gestaltet in einem kleinen dramatischen Spiel, das er in seinen großen Roman *Malder Nolten* einfügte. Es wird dort als Schattenspiel mit Hilfe einer *Laterna magica* vorgeführt. Orplid ist ein reines Phantasieland mit verschiedenen Volksgruppen, mit Feen, Elfen, Kobolden und einem alten König, der ein Jahrtausend auf den Trümmern seines Reiches ausharren muss. Für die Freunde war Orplid eine Fluchtszenerie, in die



Eduard Mörike im Alter von 51 Jahren. Die Daguerreotypie von 1855 ist im Original verschollen.

sie sich in ihrer Freizeit zurückzogen, um ein Gegengewicht gegen die enge Erziehung im Tübinger Stift zu haben, wo Mörike in Zeugnissen bescheinigt wurde, er spuke mit seinen Phantasien und seine Arbeit sei *voll wundersamer Behauptungen*, und wo er die vorletzte Nacht im Karzer, die letzte betrunken verbrachte, ehe ein wenigstens etwas freieres Leben für ihn begann.

In einem weiten Sinn kann man Orplid als Märchenlandschaft bezeichnen; aber um ein eigentliches Märchen handelte es sich nicht. Dazu war die Handlung zu weit und wirr ausgreifend; auch fehlt eine zentrale Figur, ein Märchenheld oder eine Märchenheldin, welche die Verbindung zwischen der realen Welt und dem Märchenhaften herstellt. Allerdings gibt es auf der Landkarte von Orplid einen *Häupfelberg* und einen *Großmampfler*, und diese Namen passen nicht unbedingt in die Südsee. Auch treten in dem Theaterstück zwei Personen auf, die sich schwäbische Grobheiten an den Kopf werfen.

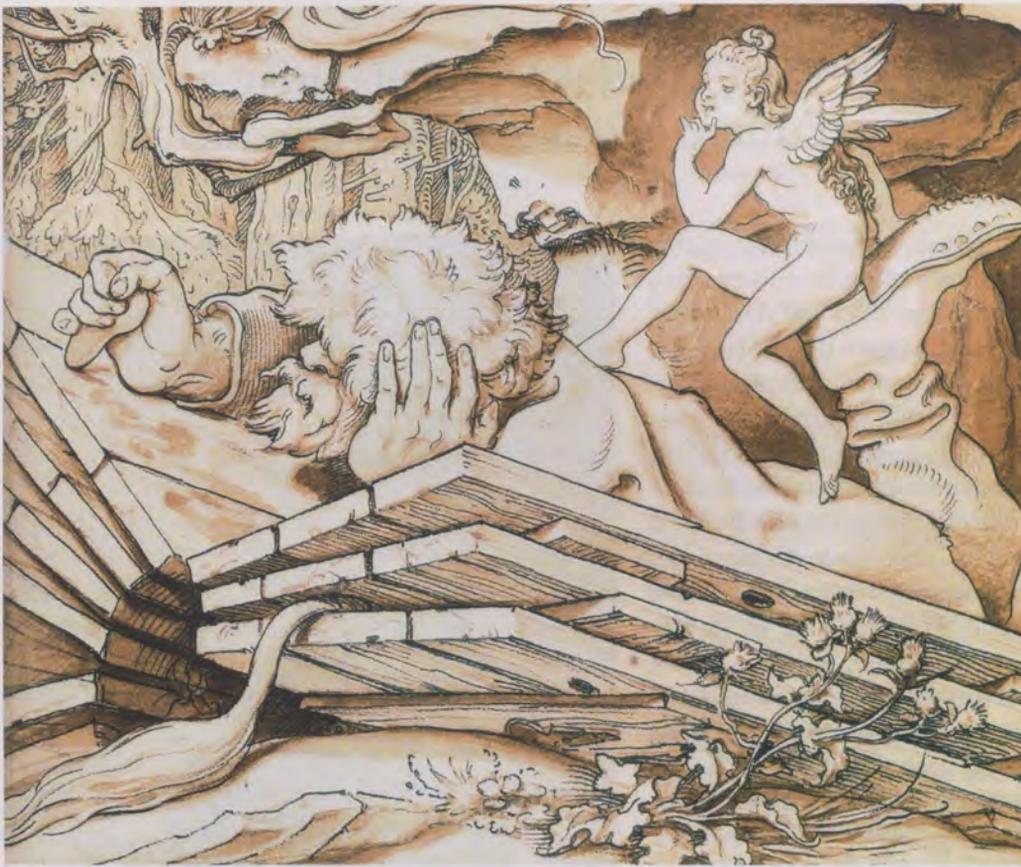


Illustration von Moritz von Schwind zu Mörikes «Märchen vom sicheren Mann».

Hier deutet sich etwas an, was im Schaffen Mörikes immer stärker hervortritt: die Konfrontation und auch Vermischung des Phantastischen mit dem ganz und gar Alltäglichen, das dialektische Spiel mit Wunder und Wirklichkeit. Wie man an Mörikes Lyrik die zunehmende Durchsättigung mit Wirklichkeitselementen festgestellt hat, so dringt auch immer mehr Wirklichkeit in die Phantasiewelt seiner Prosadichtung, – der Weg der Märchen führt von Orplid nach Blaubeuren.

«Märchen vom sicheren Mann» –
ein heiteres Märchen in einem Schwarzwälder Dorf

Natürlich kannte Mörike die Grimmsche Sammlung; als das lieblichste Buch bezeichnete er einmal die Kinder- und Hausmärchen. Aber er fand eine eigene und eigenwillige Form für seine Märchen. Er schrieb sie nach seinem Roman und nach der Mehrzahl bedeutender Gedichte – in einer Zeit, in der er nur noch wenig arbeiten konnte und in der er, wie er Freunden anvertraute, die meiste Zeit des Tages auf dem Sofa liegend verbrachte. Er bezeichnete sie selbst als *Nürnberger War'*, also als Spielereien; aber sie gehören zu dem Teil seines Werks, der bis heute – auch unabhängig vom Jubiläumstrudel – lebendig geblieben ist.

Als Vierunddreißigjähriger – er war zu dieser Zeit Pfarrer in Cleversulzbach – schrieb er das Märchen

vom sicheren Mann. Ein Unterschied gegenüber den Grimm-Märchen fällt ins Auge, ehe man noch eine Zeile gelesen hat: Die Erzählung ist gefasst in reimlosen Versen, in Hexametern. Erzählt wird von einem Riesen; er ist der sichere Mann, dem niemand etwas anhaben kann. In einem Fels im Schwarzwald hat er die Sintflut überlebt, und während dieser Zeit im Fels hatte er *Gesichte*, Visionen vom Entstehen und Werden der Welt. Zu ihm kommt ein *Götterjüngling* und fordert ihn auf, den Toten, den *Geistern im Schattengefild*, sein Wissen und seine tiefe Weisheit zu übermitteln. Der Riese beginnt nachzudenken, um seine Jahrtausende alten Erinnerungen in eine Ordnung zu bringen –

*Aber da deucht es ihm Nacht, dickfinstere; wo er umhertappt,
Nirgend ist noch ein Halt und noch kein Nagel geschlagen,
Anzuhängen die Wucht der wundersamen Gedanken,
Welche der Gott ihm erregt in seiner erhabenen Seele ...*

Der Riese braucht ein Buch, in dem er Notizen machen kann, ein riesiges Buch natürlich, das er sich selber anfertigt, indem er in der mond hellen Nacht Hoftore aushängt und mit Stricken verbindet. In diesem *Weltbuch* bringt er allerhand Striche an und schreitet dann zum Vortrag. Dabei stört ihn der Teufel, der sich hinter ihn stellt und Grimassen schnei-

det, ihm auch den Schwanz in die Rocktasche steckt. Aber der sichere Mann reißt dem Teufel den Schwanz aus, dass er schreiend zur Hölle flieht. Der Schwanz bleibt – als Sieges- und Lesezeichen – im Buch, der Riese bricht die Vorlesung ab, das Publikum spendet Beifall, und der Götterjüngling, der das Spektakel heimlich verfolgt hatte, eilt zu den Göttern, um zu berichten *und das himmlische Mahl mit süßem Gelächter zu würzen*. So endet das Märchen.

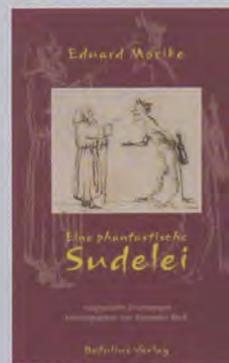
Einiges fehlt noch bei der Inhaltsangabe, aber es ist schon erkennbar, dass es sich um eine höchst seltene Geschichte handelt. Es geht um die Mission eines Riesen, die von Göttern gelenkt wird, also offenbar ein Mythos, und dazu passen ja auch die feierlichen Hexameter, die etliche Interpreten verführten, das Märchen als eine Art theologisches Lehrgedicht zu verstehen. Dabei weist es der Schluss ja doch aus als heitere Abwechslung für die Götter; und auch die Entwicklung der Fabel macht deutlich, dass es sich um ein heiteres Märchen handelt. Der Riese trägt den Namen Suckelborst; er wird geschildert als *Schweinpelz*, der nur *greulichem Fraß* nachtrachtet und allerhand Streiche aussinnt – keine mythische Gestalt. Und was noch weniger zum Mythos passt, woran man sich freilich auch bei einem Märchen erst gewöhnen muss, ist die Schwarzwaldheimat des Riesen, welche die Zeit der Sintflut überdauert hat. Regelmäßig kommt *der Igelslocher Balbierer*, ein Friseur, mit der Heckenschere, um ihm den Bart zu schneiden. Dieses Igelsloch gibt es wirklich; es ist ein kleiner Weiler in der Nähe von Hirsau, und man kann sich lebhaft den Schrecken der Bauern in diesem Ort vorstellen, als Suckelborst die Torflügel für sein Buch holte:

*Unterdes war, aufschauernnd vom Schlaf,
der schnarchenden Bauern
Einer erwacht und hörte des schwer Entwandelnden
Fufstritt.
Hastig entrauscht er dem Lager und stößt
am niedrigen Fenster
Rasch den Schieber zurück und horcht und sieht
mit Entsetzen
Rings im mondlichen Dorf der Scheuern finstere
Rachen
Offen stehn; da fährt er voll Angst in die lederne Hose
(Beide Füße verkehrt, den linken macht er zum rechten),
Rüttelt sein Weib und redet zu ihr die eifrigen Worte:
«Käthe, steh auf! der sichere Mann – ich hab ihn
vernommen –
Hat wie der Feind im Flecken hantiert und die
Scheuern geplündert!
Schau im Hause mir nach und im Stall! ich laufe
zum Schulzen.»*

Die Geschichte wird so eingebettet in ganz konkrete Realität. Man hat als Merkmal des Volksmärchens seine «Eindimensionalität» herausgestellt. Gemeint ist damit, dass sich die Märchenfiguren mit großer Selbstverständlichkeit zwischen dem Realen und dem Wunderbaren bewegen, dass es für sie eigentlich kein Wunder und kein Erstaunen über Wunderbares und Wunderliches gibt. Diese Eindimensionalität gilt auch für Mörikes Märchen, aber er verschärft sie gewissermaßen, indem er die reale Seite nicht nur abstrakt mit irgendeiner Örtlichkeit ausstattet, sondern mit einem real existierenden Dorf und seinen Bewohnern.

Im Vergleich mit der klassischen Formung des Volksmärchens bei den Brüdern Grimm drängt sich noch ein zweiter Unterschied auf. Auch bei Mörike gibt es Spieler und Gegenspieler, Helden und Antihelden; aber es gibt kaum Figuren, die schlechthin das abgründig und metaphysisch Böse verkörpern. Suckelborst ist sicher das Gegenteil von einem Gentleman; er ist täppisch und läppisch und rücksichtslos, aber böse? Schließlich hält er den Teufel, dessen Bösartigkeit sich übrigens auch in Grenzen hält, in Schach.

Die wundervolle Ergänzung zu allem, was von und über Mörike geschrieben worden ist.



Eduard Mörike
Eine phantastische Sudelei
Ausgewählte Zeichnungen.
Herausgegeben von
Alexander Reck

120 Seiten, 136 Abbildungen,
gebunden mit Schutzumschlag
€ 29,-
ISBN 3-89511-086-8

Es hat sich langsam herumgesprochen, dass der dichtende schwäbische Pfarrer doch nicht so harmlos war, wie mancher seiner Kritiker, aber gerade auch seiner Verehrer dachten. Wenn es noch weiterer Beweise bedurfte hätte, dann wäre seine »phantastische Sudelei« eine prall gefüllte Fundgrube. Aus über 400 Zeichnungen des Dichters hat Alexander Reck eine spannende Auswahl getroffen. Die ungeheure Bandbreite reicht von grotesken, karikierten Gestalten, Fabelwesen und Sonderlingen bis zu farbigen Darstellungen von Landschaften, Orten und Gebäuden. Zu jeder Zeichnung gibt Reck Hinweise auf Hintergründe, Zusammenhänge und Adressaten der oft anspielungsreichen und geheimnisvollen Botschaften.

BETULIUS VERLAG STUTTGART

«Der Schatz» – In der Schwebe zwischen
habhafter Realität und phantastischer Fabel

Mörike begegnet der Welt, auch in seiner Dichtung, mit kaum angreifbarer Freundlichkeit. Ein etwas kurioses Zeugnis dafür liefert ein Gedicht über Rotkäppchen und den Wolf. Beide sind tot und als Geister im Wald unterwegs; der Wolf leidet schrecklich unter seiner *Missetat*; er fleht den Geist Rotkäppchens um Verzeihung an, und hoffnungsvoll fragt er am Ende: *Du winkst mir zu?...*

Mörike tat gut daran, dieses etwas bemühte Gedicht nicht in seine Sammlung aufzunehmen; erst aus dem Nachlass wurde es publiziert. Aber es ist ein Beleg für seine unverrückbare Freundlichkeit, die für den Landpfarrer trotz aller Beschwerlichkeiten seines Daseins bestimmend blieb, während er zur

kirchlichen Lehre Distanz hielt und den lähmenden *Gesangbucheinflüssen* die *Schwindsucht seiner besten Kräfte* zuschrieb. Als David Friedrich Strauss, ein Ludwigsburger wie Mörike, sein *Leben Jesu* veröffentlichte, eine kritische Entmythologisierung des Christentums, schrieb Mörike nicht etwa eine Kritik, sondern heitere Verse:

*Aber schröcklich ists zu hören,
Strauss will durch sein Teufels-Werk
Die Unsterblichkeit zerstören,
Auch sogar in Württemberg!
Dieses zeigt doch mehr und minder
Einen ganz verstockten Sünder!*

Veröffentlicht hat Mörike diese Stellungnahme freilich nicht. Polemische Attacken mied er, und der öffentliche Kampf der Meinungen war ihm fremd. Allerdings sollte Mörikes Eigenbrötelei und seine Scheu vor der Öffentlichkeit auch nicht überschätzt werden. In Briefen äußerte er sein Unbehagen gegenüber Fremden und Fremdem, und als *schlimmste Plage* bezeichnete er es in einem Gedicht, *den Fratzen der Gesellschaft mich zu fügen*. Kein Zweifel, Mörike war alles andere als ein Salonlöwe, er war einsam. Aber wenn man ihn ganz darauf festlegt, fällt man ein Stück weit auch auf seine Selbststilisierung herein. Die Freundschaften, die sich aus seiner Studienzeit erhielten, kann man noch als Schutzräume der Einsamkeit betrachten, – aber darin erschöpfte sich die soziale Existenz Mörikes keineswegs.

In Cleversulzbach hatte er eine ganze Menagerie im Haus: Star, Distelfink, Igel, Katze, Hund; scherzhaft teilte er die Tiere in vier Klassen auf: stinkende und zugleich singende, rein singende, rein stinkende, solche die weder stinken noch singen. Der kleine Zoo garantierte ihm sicher Unterhaltung und Geselligkeit diesseits des Verkehrs mit anderen Menschen; aber die Hunde, erst den Spitz Joli und dann den weißen Seidenpudel Prudent, hat Mörike auch über Land geführt und damit nolens volens Begegnungen provoziert und Kontakte hergestellt. Aus seiner Mergentheimer Zeit ist ein Haushaltsbuch erhalten, in dem alle Ausgaben säuberlich aufgeführt sind. Im ganzen handelt es sich um ein Zeugnis äußerster Sparsamkeit; aber zeitweilig war Mörike fast täglich im Bad, was nicht nur eine medizinische, sondern auch eine gesellschaftliche und gesellige Veranstaltung war. Und unter den Ausgabeposten finden sich solche für einen Filzhut, eine Krawatte, einen teuren Schirm, mehrfach (und zwar im Sommer!) für teure Handschuhe, – der Spaziergänger Mörike hat gewiss nicht jede Gesellschaft gemieden. Er machte sich zwar lustig über *modisch*



Manchmal muss man einem
WÜRTEMBERGER erst auf die Spur kommen.
Dann jedoch spricht alles für ihn.

Die Indizien sprechen für sich: Württemberger Weißweine beweisen immer wieder, dass sie zu den besten in Deutschland zählen. Schwierig wird es bei einer Gegenüberstellung: Ob rassisger Riesling, fruchtiger Kerner oder feiner Silvaner – alle schmecken verdächtig nach Hochgenuss. Damit gilt der Fall als geklärt. **Eine Initiative der Württembergischen Weingärtnergenossenschaften.** www.wwg.de

KENNER  TRINKEN
WÜRTEMBERGER

augepfauschte Zeitgenossen, über Herren mit Schnurrbartsbewußtsein und selbstgefällige Damen, aber auch die vornehmere Geselligkeit war ihm nicht völlig fremd. In Briefen führt er mitunter die Honorationen an, mit denen er zusammentraf, und er führt die heitere Geselligkeit sogar in seine Märchen ein.

In seinem ersten Cleversulzbacher Jahr schrieb er die Erzählung *Der Schatz*. Sie beginnt: *Im ersten Gasthof des Bades zu K* verweilte eines Abends eine kleine Gesellschaft von Damen und Herrn im großen Speisesaale, der nur noch sparsam erleuchtet war.*

In dieser kleinen Gesellschaft wird nun eine Geschichte, eine Märchengeschichte erzählt. Es ist in der Literatur nicht ungewöhnlich, dass Märchen so eingeführt werden – schon in den frühesten Märchensammlungen der Italiener Straparola und Basile sitzt eine vornehme Gesellschaft beieinander und vertreibt sich die Zeit mit dem Erzählen von Märchen. Bei Mörike ist es aber insofern anders, als der Erzähler, der Hofrat Arbogast, seine eigene Lebensgeschichte erzählt, die alle Züge eines Märchens hat. Den Hofrat umgibt ein Geheimnis, er ist, *durch rätselhaftige Umstände begünstigt*, vom Goldschmied zum königlichen Schatzmeister aufgestiegen. Die Gesellschaft im Gasthof rückt ihm mit *Späßen und Anspielungen* auf den Leib, bis er schließlich erzählt, wie alles kam. Der Rahmen – die Gesellschaft, die eine Geschichte hören will – verschmilzt also mit der Geschichte selbst, denn der Erzähler ist die Hauptperson der Märchenhandlung.

Sie kann hier nur angedeutet werden: Als Goldschmiedeselle erhält Arbogast den ehrenvollen Auftrag, für die junge Königin eine Krone zu schmieden. Er tritt die Reise nach Frankfurt an mit 400 Goldstücken für die Materialien; das Geld wird ihm gestohlen. Er sieht sich bereits im Gefängnis, wo er tatsächlich auch für kurze Zeit landet; aber er hat auch Hoffnung, ja sogar eine gewisse Sicherheit – die Sicherheit des Märchenhelden. Aus einem Erbe besitzt er ein «Schatzkästlein», nämlich ein Büchlein mit weisen Sprüchen und Prophezeiungen. Da steht zum Beispiel: *Dein erstes Lieb, dein letztes Lieb* – und tatsächlich trifft er seine geliebte Kinderfreundin wieder, die er tot geglaubt hatte. Und auch das steht in dem Buch, dass er Verlorenes wiederfindet, was dann auch mit den Goldstücken funktioniert, die er wiedergewinnt – allerdings auf dem Umweg über eine ganze Reihe von Abenteuern.

Hier entfaltet sich Mörikes grenzenlose Fabulierlust, und es soll wenigstens in einem Beispiel angedeutet werden, mit welcher überraschenden und charmannten Bildern er aufwartet. Der Geselle, der in einem fremden Anwesen Quartier gefunden hat, steht nachts auf, um einen Trunk zu holen in der



Titelblatt der Erstausgabe von Eduard Mörikes Märchen: «Das Stuttgarter Hutzelmännlein».

Küche. Er verwechselt die Tür und gerät in einen Raum mit allerlei ausrangiertem Zeug, in dem auch eine *alte riesenhafte Landkarte von Europa aufgehängt* ist. Ein feines Stimmchen bittet ihn, zu leuchten, und weiter berichtet Arbogast: *So leuchte ich gegen die Karte hin, ganz nahe, und nehme mit Verwunderung ein Männlein wahr, auf Ehre, meine Damen, nicht größer als ein Dattelnkern, vielleicht noch kleiner! Natürlich also ein Elf, und zwar der Kleidung nach ein simpler Bürgersmann aus dieser Nation; sein grauer Rock etwas pauvre und landstreichermäßig. Er hing, vielmehr er stand wie angeklebt auf der Karte, just an der südlichen Grenze von Holland. «Noch etwas näher das Licht, wenn ich bitten darf!», sagte das Kerlchen, «möchte nur gelegentlich sehen, wie weit es noch bis an den Pas de Calais ist, und unter welchem Grad der Länge und Breite ich bin».*

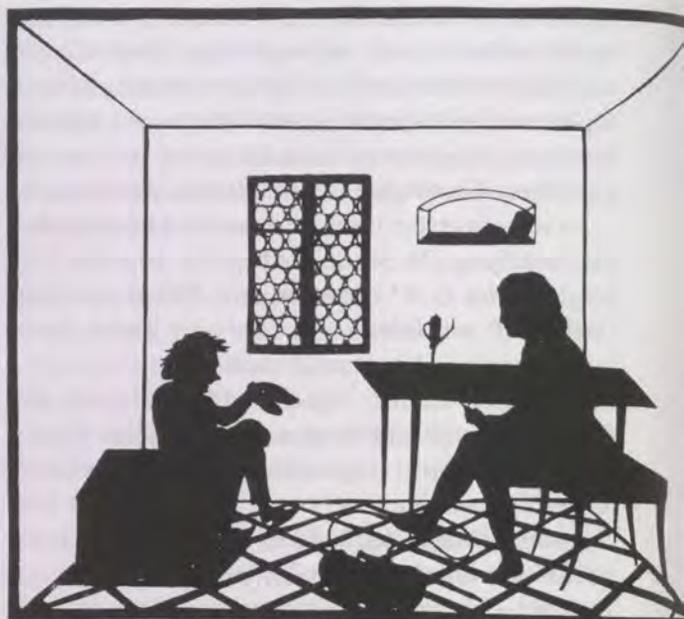
Dem Gesellen wird ganz schwindlig, wie er die kleinen Wesen waagrecht auf der senkrecht hängenden Karte spazieren sieht, aber sie berichten ihm ganz selbstverständlich, wie sie sich auf der Karte bewegen und welchen Gefahren sie ausgesetzt sind. Einmal, sagt einer, wäre er beinahe in den Rhein gefallen, weil er die Kartenbeschriftung Rhenus übersah.

Landkarten waren zur Zeit Mörikes, in den Anfängen des Vermessungswesens, eine moderne und aufregende Angelegenheit. Karten waren wertvolle Geschenke; im Brief an einen Freund schlug Mörike diesem einmal vor, *per sympathiam* gemeinsam auf der Karte, von der er ein gleiches Exemplar besitze, von Urach nach Seeburg zu wandern. Auch in jener nächtlichen Szene, und in der ganzen Märchengeschichte, durchdringt sich also wiederum Wunderbares mit Realem – durchgängig bis zum Schluss, als der Hofrat abbricht und die Gesellschaft über das Gehörte zu diskutieren beginnt, und als plötzlich die Frau Arbogasts – die Todkranke der Kinderfreundschaft – erscheint: *Sie dankte ihrem Manne sehr anmutig für alles das Schöne und Gute, das er ihr angedichtet, bestätigte jedoch, dass er im ganzen keineswegs ein Märchen erzählt habe.* – Kein Märchen, sagt die Frau, die selber Teil des Märchens ist; so wird die Geschichte in der Schwebe gehalten zwischen habhafter Realität und phantastischer Fabel.

«Das Stuttgarter Hutzelmännlein» – Mörikes letztes Märchen mit der «Historie von der schönen Lau»

Das Reale der Geschichte, auch die Gesellschaft im Speisesaal, passt durchaus in die Zeit Mörikes. Das dritte Märchen, *Das Stuttgarter Hutzelmännlein*, klingt anders. Es führt ein halbes Jahrtausend zurück und demonstriert dies gleich eingangs mit archaisierender Sprache: *Wohl vor fünfhundert und mehr Jahren, zu denen Zeiten, als Graf Eberhard von Württemberg ...* Trotz dieser zeitlichen Entfernung rückt uns die Märchengeschichte ungemein nah, was sicher auch damit zu tun hat, dass sie sich in vertrauter Landschaft und oft zwischen Requisiten des neunzehnten Jahrhunderts bewegt.

Die Mergentheimer Zeit hatte Mörike in große finanzielle Schwierigkeiten gebracht; er suchte, da er endlich die Heirat anstrebte, nach einer gewissen Sicherheit, und er fand sie in Stuttgart, wo er als Nachfolger von Gustav Schwab Literaturlehrer für höhere Töchter am Katharinenstift wurde. In Stuttgart beginnt auch die Geschichte vom Hutzelmännlein, einem verhutzelten freundlichen Kobold, der über alle erdenklichen märchenhaften Potenzen und Substanzen verfügt. Der Schustersgesell Seppe, der sich für die Wanderschaft rüstet, wird von ihm mit zwei Paar Glücksschuhen ausgestattet, eines soll er tragen, eines abstellen. Darüber hinaus erhält er ein Laiblein Hutzelbrot (Schnitzbrot), das immer nachwächst, solange er *auch nur ein Ränftlein fingerbreit* davon übrig behält, und es wird ihm ein *Klötzlein Blei* in Aussicht gestellt, dessen wunderbare Eigenschaften noch nicht verraten werden. Seppe hat keine



Dieser Scherenschnitt von Luise Walther von 1853 zeigt das Hutzelmännlein und den Gesellen Seppe.

Glückshaut wie manche Figuren des Volksmärchens, aber er ist so mit Requisiten ausgestattet, dass eigentlich nichts schief gehen kann – Vollkasko. Freilich, so ganz problemlos landet er nicht bei seinem Glück (sonst käme ja auch keine Geschichte zustande); so vertauscht er gleich einen der Schuhe und leidet fortan unter dem ungleichen Paar.

Seine Wanderung führt ihn in Stuttgart zum oberen Tor hinaus, am Bopserbrunnen vorbei die Weinsteige hinauf in den Wald und weiter über die Alb bis nach Ulm und wieder zurück. Die geografischen Stationen sind leicht aufzuzählen, aber die Fabel ist kompliziert konstruiert. David Friedrich Strauss, dem freilich die ganze Richtung nicht passte, weil er in dieser politisch bewegten Zeit wenig Sinn in der Produktion von Märchen sah, schrieb an den ebenfalls skeptischen Friedrich Theodor Vischer, das Hutzelmännlein sei ein *wahres Mausnest von Fabeleien, die durcheinander krabbeln, ohne Plan, ohne Schürzung und Lösung eines Knotens*. In der Bühnenfassung von Felix Huby, die am Stuttgarter Staatstheater inszeniert wurde, wird Mörike selbst auf die Bühne geholt, damit er die Fäden der Handlung entwirre, und es fällt ihm schwer genug. Aber wenn sie auch alles andere als geradlinig ist – planlos ist die Geschichte nicht.

Seppe kommt zunächst nach Urach, die Steige hinauf wird er von einem Bauern mit dem Fuhrwerk mitgenommen, und der erzählt ihm von Blaubeuren und vom Blautopf. An dieser Stelle scheint Mörike auszusteigen – er serviert, solange der Bauer und Seppe diskutieren, den Lesern *die wahre und anmutige*

Historie von der schönen Lau, die ein eigenes, besonders charmantes Märchen darstellt. Die Lau lebt im Blautopf; dorthin hat sie ihr Mann, ein königlicher Donaunix unten am Schwarzen Meer, verbannt, weil sie ihm keine Kinder gebären kann. Der Grund dafür liegt in ihrer Traurigkeit; wenn sie fünf Mal lacht, ist sie geheilt und darf zurückkehren.

Die Lau ist eine Nixe; aber sie hat keinen Fischschwanz, sondern ist eine schöne Frau, die nackt in der Tiefe lebt und sich auch nackt dem Ufer nähert. Von Mörike ist bekannt, dass er wunderschöne Liebesgedichte geschrieben hat, und auch, dass er in seiner wilden Tübinger Zeit eine leidenschaftliche Affäre mit einer unbürgerlichen, vagantenhaft lebenden jungen Frau hatte: als *Peregrina* hat sie Eingang in seinen Roman und seine lyrische Dichtung gefunden. Mein Eindruck ist, dass man Mörike diese Liebschaft zubilligt im Sinne der gut bürgerlichen Vorstellung, dass ein Mann seine Hörner abstoßen dürfe, wenn er nur nachher in geordnete Bahnen kommt – entsprechend wurde Mörike für den Rest seiner Biografie von vielen auf Enthaltsamkeit festgelegt, wie sie Geistlichen ja auch zusteht. Tatsächlich aber war er verschiedentlich verliebt und verlobt, nur eben lange nicht verheiratet; und in seiner



Skizze von Moritz von Schwind, der mit Eduard Mörike befreundet war, zum Bilderzyklus über die schöne Lau.



Schwäbischer Heimatkalender 2005

In Zusammenarbeit mit dem Schwäbischen Albverein, dem Schwäbischen Heimatbund und dem LandFrauenverband Württemberg-Baden

Herausgegeben von Karl Napf
116. Jahrgang

128 Seiten mit zahlreichen Farb- und s/w Abbildungen
Kart. € 8,50

ISBN 3-17-018325-7

Originelle und attraktive Themen zur schwäbischen Geschichte und Kultur, anregende Unterhaltung und Besinnliches bietet wieder kurzweilig und ansprechend der 116. Jahrgang dieses über Generationen hinweg gern gelesenen Kalenders.

In viele liebenswerte Winkel unseres Landes wird der Leser geführt: kurzweilig werden viele Besonderheiten der Zollernalb erkundet, daneben aber auch die Geschichte der feinmechanischen Industrie mit ihrem Pionier Philipp Matthäus Hahn und die Bedeutung der Textilindustrie für diese Region vorgestellt. Persönlichkeiten dieses Raums wie der „48er-Revolutionär“ Gottlieb Rau aus Balingen und der Maler Friedrich Eckenfelder werden porträtiert. Im Kalendarium ist viel Interessantes über die Bäume unserer Heimat zu lesen. Das Freilichtmuseum Schwäbisch Hall-Wackershofen berichtet über das dortige „Armenhaus“ und das Freilichtmuseum Neuhausen ob Eck führt eindrucksvoll den Weg „Vom Korn zum Brot“ vor.

www.kohlhammer.de

W. Kohlhammer GmbH · 70549 Stuttgart
Tel. 0711/7863 · 7280 · Fax 0711/7863 · 8430

Dichtung finden sich ständig Spuren einer sinnlichen Bindung an *das* weibliche Wesen und *die* weiblichen Wesen; von einem geschmeidigen Leib und heißen Küssen ist mehr als einmal die Rede. Es ist gewiss auch kein Zufall, dass Mörikes Gang in die Antike vor allem ein sinnlicher Liebespfad war. In einem Gedicht erzählt er, wie er sich vom Prior eines Klosters eine römische Schrift ausleiht; es handelt sich ausgerechnet um die oft frivolen Gedichte Catulls, des Liebhabers von Lesbia; und seine eigenen Übersetzungen aus dem Griechischen konzentrieren sich vor allem auf Theokrit und Anakreon mit ihren zierlich-amourösen Versen.

Aber zurück zur schönen Lau. Ihre Nacktheit heizt heikle Szenen ein bißchen an – etwa wenn die Ohnmächtige vom Koch der Klosterwirtschaft zurück ins Wasser getragen wird und er sich noch schnell einen Kuss sichert, was ihm allerdings eine Mauschelle einträgt. Die menschliche Nacktheit der Lau hat aber auch einen praktischen, erzählstrategischen Grund – auch hier gehen realer Alltag und Wunderwelt ineinander: Die Lau lebt amphibisch, und dabei wäre ein Fischschwanz nur hinderlich. Sie kommt ja doch regelmäßig in die Klosterwirtschaft, schließt Freundschaft mit der Wirtin und den

Bediensteten. Hier macht sie Bekanntschaft mit dem schwäbischen Dialekt, mit dem Mörrike souverän umgeht, ohne daraus eine Weltanschauung zu machen; hier wird sie auch zum Lachen gebracht, durch Kitzeln am Fuß, durch ein Kind auf dem Topf, durch ihren Traum, in dem der Blaubeurer Abt die Wirtin küsst, durch eben jenen Kuss des Kochs, und auch, weil sie sich verhaspelt beim Versuch, *s leit a Klötzle Blei glei bei Blaubeura* aufzusagen.

Aus diesem Zungenbrecher wächst aber eine ganze Geschichte heraus, die abends in der Wirtenschaft erzählt wird. Das Klötzle Blei ist ein Lot, mit dem einmal ein junger Mann die Tiefe des Blautopfs zu messen suchte: *Da fiel ihm ein, er möchte doch auch wissen, ob es wahr sei, dass der Gumpen keinen Grund noch Boden habe (...), und weil er vorhin in des Seilers Korb drei große starke Schnürbund liegen sahn, so holte er dieselben her und band das Lot an einen. Es lagen just auch frischgebohrte Teichel, eine schwere Menge, in dem Wasser bis gegen die Mitte des Topfs, darauf er sicher Posto fassen konnte, und also ließ er das Gewicht hinunter, indem er immer ein Stück Schnur an seinem ausgestreckten Arm abmaß, drei solcher Längen auf ein Klafter rechnete und laut abzählte: «1 Klafter, 2 Klafter, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10», – da ging der erste Schnurbund aus und mußte er den zweiten an das Ende knüpfen, maß wiederum ab, und zählte bis auf 20.*

Aber auch der dritte Bund reicht nicht aus, und der junge Mann kommt zu dem Schluss: *der Topf ist wahrle bodalaus* – der Blautopf ist unendlich tief. Die Lau lächelt, als eine der Spinnerinnen in der Wirtenschaft diese Geschichte berichtet, aber sie schweigt. Den Lesern allerdings erzählt Mörrike, wie die Lau in der Tiefe das Seil aufwickelte, um die Bodenlosigkeit vorzutäuschen.

Seppe kehrt nach Stuttgart zurück – bei einem Fest verlobt er sich auf dem Hochseil

Mit dem Lot hat es eine besondere Bewandtnis: Seppe soll es dem Hutzelmännlein bringen, was die Lau an sich verhindern wollte, – aber sie ist inzwischen unterwegs zum Schwarzen Meer in der großen Wasserstraße, die mehr als hundert Jahre später der geniale Taucher Jochen Hasenmayer erschlossen und gefilmt hat. Die Geschichte kehrt zu Seppe zurück; sie entfaltet sich ein bisschen wie die russische Puppe in der Puppe, nur raffinierter. Durch das Klötzle Blei wird die selbständige Lau-Geschichte an Seppes Geschichte gebunden, und solche Scharniere finden sich immer wieder. Seppe verfällt schließlich fast einer Ulmer Witwe, die schon zwei Männer

umgebracht hat und an die er das Hutzelbrot verliert, – aber er findet sicher zurück über die Alb, findet das Lot, von dem auch schon in Blaubeuren die Rede war, das ihn unsichtbar machen kann, und er landet schließlich in Stuttgart bei einem großen Fest des Grafen Eberhard.

Eigentlich müssen alle Stuttgarter gewarnt werden, die Schlusspassagen des Märchens zu lesen, denn jenes Fest wird so farbig dargestellt und entfaltet einen solchen Zauber, dass einem danach all die hübschen Stuttgarter Frühlings- und Sommerfestevents schal vorkommen müssen. Bunte Gruppen strömen zum Marktplatz, Ritter zu Pferd, Sagengestalten wie Siegfried, Allegorien wie Sommer und Winter, Schellennarren (also Maskenfiguren), Marktweiber und Matrosen, allerlei groteske Gestalten, Musikanten und Gaukler, die ihre Künste auf dem Hochseil zeigen. Auf's Hochseil wagt sich schließlich auch Seppe, der Schuster, mit der heimlichen Hilfe des Hutzelmanns und sicher gelenkt von seinen Wunderschuhen – und dort trifft er auf eine Braut, ein tüchtiges Bürgermädchen, das in den Besitz des anderen Paares der Schuhe gekommen war: Verlobung auf dem Hochseil.

Das ist, hier nur kärglich angedeutet, noch ein grandioser Höhepunkt des Märchens. Danach bekennt der Dichter, dass seine *Spule abgelaufen* ist. Mörrike versichert Leserinnen und Lesern, dass er sie einige Zeit verschonen will mit Märchen – leider hat er sich daran gehalten. Ich zitiere den Schluss: *Es gelte wie geschrieben steht zum Schluss des andern Buchs der Makkabäer: «Allezeit Wein oder Wasser trinken ist nicht lustig; sondern zuweilen Wein, zuweilen Wasser trinken, das ist lustig; also ist es auch lustig, so man mancherlei lieset. Das sei das Ende.»*

Dem ist fast nichts hinzuzufügen. Vielleicht dies: In den Jahren, in denen *Das Stuttgarter Hutzelmännlein* entstand, saßen manche von Mörrikes Kommilitonen noch auf dem Asperg ein und andere hatten das Land verlassen – Nachwehen der gescheiterten Revolution. Und in Paris schrieb der todkranke Heinrich Heine in seiner Matratzengruft melodische, aber auch zynische Gedichte, die in die Sammlung *Romanzero* Eingang fanden. Eduard Mörrike – das ist nur ein kleiner Teil der deutschen, auch nur ein Teil der schwäbischen Literaturgeschichte, und zum pathetisch gefeierten Denkmal taugt er eben nicht.

Aber nicht jedes Pferd ist ein Schlachtross, und wenn der Pegasus so anmutig trabt und so unberechenbar springt wie der Mörrikes, dann lohnt es sich, genauer hinzusehen.